

Russische Juden in Deutschland: 54 Prozent für doppelte Staatsbürgerschaft

Als vor Jahren – die Zahl der jüdischen Gemeindemitglieder bewegte sich damals konstant in der Größenordnung von 28.–30.000 – eine Soziologengruppe um Alphons Silbermann sich um Erkenntnisse über jüdische Eigen- und Fremdbilder bemühte, stieß sie nicht nur auf das alte Vorurteilsstereotyp von der jüdischen Hegemonie in Wirtschaft und Kultur, sondern auch auf Vermutungen, daß heute in Deutschland mehr Juden leben als vor 1933. Die Schätzungen gingen bis zu einer Million. Daß aktuelle Meldungen über eine verstärkte Zuwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion diese kruden Phantasien und entsprechende Überfremdungsgänge nicht abgebaut haben, ist mehr als wahrscheinlich.

Werfen wir also einen Blick auf die offizielle Statistik des Bundesverwaltungsamtes mit den Zahlen vom Januar dieses Jahres: Danach sind z.Zt. insgesamt 159.998 Anträge auf Einreise aktenkundig und 121.865 Aufnahmezusagen der Bundesländer. Tatsächlich eingereist waren zusammen mit den sogenannten Altfällen (d.h. der nachträglichen Anerkennung als Kontingentflüchtling) 102.311 Personen (einschließlich der z.T. nichtjüdischen Familienangehörigen). Übrigens schließen sich keineswegs alle Einwanderer den Jüdischen Gemeinden an. Gehen wir also von einer vielleicht demnächst erreichten Gesamtzahl von 70.000 jüdischen Gemeindemitgliedern (also Altmitglieder und Zuwanderer) aus, dann ist das im Verhältnis zu den über 80 Millionen Deutschen (einschließlich der etwa 2 Millionen eingebürgerten Aussiedler) und zusätzlichen 6 Millionen Ausländern nach wie vor eine ver-

schwindend kleine Minderheit, die real und soziologisch gesehen für die Gesamtgesellschaft kaum ein bedrohliches „Fremdbild“ prägen könnte. Daran ändert auch die als „Sensation“ gehandelte Vermutung nichts, daß Berlin zur Zeit die am schnellsten anwachsende jüdische

Gemeinde der Welt sei. Vor allem in Ostdeutschland entstanden Gemeinden de jure oder de facto neu. Kleine Gemeinden erleben einen kaum zu bewältigenden Zuwachs. Die Frage der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Integration und Selbstbehauptung der jüdischen Einwanderer aus der GUS ist natürlich nicht nur ein internes Problem der jüdischen Gemeinden. Für die deutsche Gesellschaft ergibt hier auch eine historisch-moralische Fragestellung –

und die Wissenschaft sieht sich [hier] der direkten Herausforderung gegenüber, Analysen und Entscheidungshilfen für die erfolgreiche Integration dieser Emigrantengruppe zu liefern. In unserer 1996 veröffentlichten Studie (Russische Juden in Deutschland. Integration und Selbstbehauptung in einem fremden Land. Weinheim) gaben immerhin 40 Prozent der befragten Einwanderer an, daß die deutschen Behörden sich „nicht hilfsbereit“ zeigen. Das gilt vor allem auch im Hinblick auf Integrations- und Qualifizierungsmaßnahmen für Arbeitslose. Knapp 30 Prozent der russisch-jüdischen Einwanderer hatten sich 1995 als arbeitslos gemeldet. Inzwischen liegt die Quote wesentlich höher – 1997 erhielten bereits 80 Prozent (!) Sozialhilfe. Das heißt, diese 80 Prozent wären auch nach dem neuen Regierungsvorschlag – selbst wenn sie alle übrigen

Fortsetzung Seite 2

EDITORIAL

In Berlin wurde vor wenigen Tagen der umstrittene Libeskind-Bau Michael Blumenthal, dem Gründungsdirektor des „Jüdischen Museums“, übergeben. Bei der Übergabe-Zeremonie gab man sich zuversichtlich, im Jahre 2000 den Museumsbau mit einer ersten Ausstellung „bespielen“ zu können.

Zuversichtlich geben sich auch die Verantwortlichen für das geplante Holocaust-Mahnmal, über das zur Zeit reichlich Widersprüchliches zu vermelden ist. Der Initiative des neuen Bundeskulturbeauftragten Michael Naumann ist zwar zu verdanken, daß die Debatte in ein neues Stadium getreten ist. Aber es ist unklarer denn je, was eigentlich gewollt ist. Ein modifizierter Eisenmann-Entwurf? Oder etwas radikal anderes? Der Chronist hat den Eindruck, als ob bei den Beteiligten der Mahnmal-Debatte die Verwirrung eher zu- als abnimmt.

Neu muß das Rad nicht unbedingt erfunden werden. Die Vorschläge, Forschungsinstitute und Bibliothek auf dem Gelände des Mahnmals anzusiedeln, sind zwar gut gemeint, übersehen jedoch, daß in Berlin bereits Forschungseinrichtungen und Dokumentationszentren existieren, die gute Arbeit leisten. Sollen jetzt etwa die „Wannseevilla“, die „Topographie des Terrors“, das „Centrum Judaicum“ oder das „Zentrum für Antisemitismusforschung“ abgewickelt werden? Was ist mit den Einrichtungen am Rande Berlins etwa der Gedenkstätten Sachsenhausen und Ravensbrück? Werden sie künftig nicht mehr gebraucht?

Erfreulich ist, daß im Juni der Deutsche Bundestag sich der Angelegenheit annehmen wird. Die Abgeordneten werden dann hoffentlich eine Klärung der Frage herbeiführen.

Auf die Debatte dürfen wir gespannt sein. Sie wird einiges über den Zustand und die Befindlichkeit unserer Republik aussagen.

Julius H. Schoeps



Sprachen in der jüdischen Presse der Bundesrepublik – von ausschließlich deutsch bis überwiegend russisch

Vordenker der Sozialen Marktwirtschaft: Franz Oppenheimer

Mit dem Begriff Soziale Marktwirtschaft assoziieren wir unwillkürlich die Person Ludwig Erhard, den Vater des deutschen „Wirtschaftswunders“. Allerdings gab es auch Vorläufer, auf die sich Erhard berufen hat. Der im April 1999 erscheinende Sammelband *Wirtschaft und Gesellschaft – Franz Oppenheimer und die Grundlegung der Sozialen Marktwirtschaft* (siehe S. 6) widmet sich Erhards Lehrer und Doktorvater, dem Nationalökonom und ersten Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Frankfurter Universität, Franz Oppenheimer (1864–1943).

Unter dem gleichnamigen Titel tagte im Mai 1998 ein Symposium am Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam, das sich eingehend diesem Universalgelehrten widmete. Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachdisziplinen griffen das Werk und die Wirkung Franz Oppenheimers auf und beleuchteten in den vier Themenbereichen *Soziologie und sozialer Wandel, Soziale Utopie und Gesellschaft, Genossenschaft und Kapitalismus* sowie *Soziale Marktwirtschaft* die Bedeutung des zu Unrecht in Vergessenheit geratenen deutsch-jüdischen Wissenschaftlers.

Anlaß für dieses internationale Symposium war die Fertigstellung der dreibändigen Edition *Franz Oppenheimer, Gesammelte Schriften*, die im Auftrag des Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien herausgegeben wurde. Zur Eröffnung des Symposiums sprach der Ministerpräsident des Landes Sachsen, Professor Kurt Biedenkopf, der in Anlehnung an den Bundespräsidenten, Professor Roman Herzog – der drei Jahre zuvor bei der Präsentation des ersten Band der Edition eine Rede unter dem Motto *Freiheitlicher Staat, humane Gesellschaft, soziale Marktwirtschaft* hielt – sein Vortragsthema der *Wirtschaftspolitik und sozialen Frage* widmete. In Anwesenheit zahlreicher Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, betonte Biedenkopf die Bedeutung der *sozialen Frage*, mit der sich Oppenheimer intensiv beschäftigte und, „der wie wenige andere – ich würde sagen, wie niemand anderes – in der damaligen Zeit in Europa [...] erkannte, daß man die Makroökonomie, die Volkswirtschaftslehre, die sozialen Fragen und die Ordnung in denen sich beides vollzieht, nicht voneinander trennen kann“. Im Anschluß an seine, mit viel Aufmerksamkeit und Beifall bedachte Rede überreichte der Veranstalter des Symposiums und Direktor des Mendelssohn Zentrums, Julius H. Schoeps, dem sächsischen Ministerpräsidenten die Moses-Mendelssohn-Medaille für sein aufklärerisches und politisches Engagement um Toleranz.

An den zwei darauffolgenden Tagen trafen sich 30 Wissenschaftler und ausgewiesene Oppenheimer-Spezialisten aus unterschiedlichen Fachdisziplinen, um das Wirken des Soziologen und Nationalökonom zu erörtern. U.a. stellten Prof. Dr. Haim Barkai (Hebrew University Jerusalem), Prof. Dr. Iring Fetscher (Universität Frankfurt/M.), Prof. Dr. Oswald Hahn (Universität Erlangen/Nürnberg) und Dr. Horst Friedrich Wünsche (Ludwig-Erhard-Stiftung, Bonn) ihre Forschungsergebnisse vor. Renata Lenart, die über achzigjährige, in Kalifornien lebende Tochter Franz Oppenheimers, bereicherte das Symposium durch persönlichen Erinnerungen an ihren Vater.



Die Ministerpräsidenten Prof. Kurt Biedenkopf und Dr. Manfred Stolpe im Gespräch mit Prof. Julius H. Schoeps

Neben der Beleuchtung von Oppenheimers Topos „Liberaler Sozialismus“ kamen die Konferenzteilnehmer immer wieder auf eine Schrift zu sprechen, die Oppenheimer 1934 unter dem Pseudonym Francis D. Pelton außerhalb Deutschlands – denn seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten durfte er nicht mehr in Deutschland publizieren – veröffentlichte: *Sprung über ein Jahrhundert*. Dieser utopische Roman [wiederabgedruckt in: Franz Oppenheimer, *Gesammelte Schriften*. Schriften zur Demokratie und Marktwirtschaft, Bd. II, Berlin 1996, S. 161–237], erzählt von einem Ingenieur, der 100 Jahre in die Zukunft reist und dort, im Jahre 2032 zwar auf die gleiche Landschaft, aber auf veränderte Gesellschaftsformen trifft. Oppenheimer beschreibt darin jene internationale Gesellschaftsform, die er in seiner wissenschaftlichen Theorie als Ideal apostrophiert. Die „Erzfeindschaft“ zwischen Frank-

reich und Deutschland ist seit langem lediglich ein Kapitel der Geschichtsbücher. Statt dessen besteht ein vereinigtes Europa, dessen Kern eine deutsch-französische Verbindung bildet. Es herrscht eine globale Zollfreiheit, die einen weltweiten Austausch von Waren und Dienstleistungen mit sich bringt. Ebenso besteht ein umfassender kultureller Austausch zwischen den Ländern. Diese hier formulierten Visionen erwachsen als logische Konsequenz aus Oppenheimers wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Es sollte weit weniger als ein Menschenalter dauern, bis sich Oppenheimers Utopie eines vereinigten Europa bewahrheitete.

Elke-Vera Kotowski

Fortsetzung von Seite 1

Voraussetzungen (einschließlich Sprachkenntnis) erfüllten – nicht berechtigt einen Antrag auf (doppelte) Staatsbürgerschaft zu stellen. Unsere neue Untersuchung, deren Ergebnisse im Herbst publiziert werden sollen, hat ergeben, daß 54 Prozent der Befragten, den Wunsch hat, eine doppelte Staatsbürgerschaft zu erlangen. Die Untersuchung hat genauer die generationsspezifischen Erfahrungen der russisch-jüdischen Einwanderer mit der deutschen Gesellschaft, dem Arbeitsmarkt und dem Bildungssystem ermittelt.

Beklagt wird vor allem die ungleiche Behandlung von „deutschstämmigen“ und „jüdischen“ Zuwanderern. Ein Schlüssel für die gleichberechtigte Behandlung der jüdischen Einwanderer im Verhältnis zu den sogenannten „Aussiedlern“ wäre die strategische Konzeption einer bundeseinheitlichen Bildungspolitik auf der Grundlage gleicher staatsbürgerlicher Rechte. Die in unserer Studie dokumentierten Äußerungen von Erwachsenen und Kindern bzw. Jugendlichen machen deutlich, daß die Integrationsproblematik vor allem auch eine Identitätsfrage ist. Das Zuwandern von Menschen, seien sie „deutschstämmig“, „jüdisch“ oder einer anderen „fremden“ Nationalität, ist in der Bundesrepublik Deutschland lange Zeit nur als quantitatives und *nicht* als qualitatives Problem diskutiert worden. Insbesondere für die jüdischen Einwanderer ist es auch ein historisches Problem, daß sich Deutschland im rechtlichen Sinn nicht als Einwanderungsland versteht. Das in völkischer Tradition stehende „Recht des Blutes“ machte die Situation für sie besonders schwierig, und zwar im Hinblick auf die Staatsbürgerschaft, die kulturell-religiöse Selbstbehauptung und eine auf zukünftige Perspektiven gerichtete soziale Absicherung. Freizügigkeit und Staatsbürgerrechte können heute nicht mehr aus dem verengten nationalen Blickwinkel betrachtet werden, sondern aus der Perspektive eines zukünftig vereinten Europa.

Willi Jasper / Bernhard Vogt

Eröffnung der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt

Am 8. November 1998 fand in Halberstadt die Eröffnung des ehemaligen Rabbinerseminars im Rosenwinkel als Hauptsitz der Moses Mendelssohn Akademie statt. Nach einjähriger Bauzeit ist das 1857 entstandene Gebäude wiederhergestellt. Wesentliche Veränderung ist der Rückbau des Synagogenraumes zu seiner ursprünglichen architektonischen Gestaltung. Der Raum war seit 1942 durch eine Zwischendecke in seiner Höhe geteilt, die die Nationalsozialisten einziehen ließen, um für die Nutzung des Gebäudes als Fremdarbeiterlager mehr Fläche zu gewinnen. Diese Zwischendecke wurde entfernt, die Rundbogenfenster sowie die Frauempore wurden wiederhergestellt. So gewann der Synagogenraum seine ursprüngliche Proportionierung wieder. Bei den Bauarbeiten wurde auf dem Dachboden über dem Synagogenraum eine kleine Geniza gefunden – aus Gebetbüchern gerissen die zentralen Gebete des Gottesdienstes – und es stellte sich heraus, dass die Fußbodenbretter des Dachbodens bemalt sind. Vermutlich stammen sie aus dem Vorgängergebäude, das um 1700 entstanden war, und fanden bei dem Neubau von 1857 eine Wiederverwertung.

Für den Synagogenraum konnten die Restauratoren die ursprüngliche Gestaltung rekonstruieren. Die originale Bemalung der Decke – ein in geometrische Felder aufgeteilter Sternenhimmel – ist unter einem weißen Anstrich noch erhalten. Allerdings soll dem ersten Wunsch der Denkmalpflege nach einer Rekonstruktion der originalen Farbgestaltung nicht gefolgt werden, da eine solche die gewaltsame Zerstörung des Raumes nur verdecken würde. So fand die Eröffnung in einem „unfertigen“ Raum statt, der nichtsdestoweniger durch seine ausgewogene Proportioniertheit beeindruckte. Die hell erleuchteten großen Rundbogenfenster gaben der Halberstädter Unterstadt ein ganz neues Gepräge. Am 8. November erwies sich der Synagogenraum als zu klein, denn es waren ca. 300 Gäste gekommen. Halberstädter, die „ihre“ Klausnagoge einweihen wollten, aber auch viele Besucher von auswärts, die sich seit langem dem Moses Mendelssohn Zentrum und seiner Arbeit verbunden fühlen.

Dr. Reinhard Höppner, Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt, hielt die Begrüßungsrede. Darin gab er seiner Freude Ausdruck, dass durch die Restaurierung der historischen Gebäude und die Arbeit der Moses Mendelssohn Akademie die bedeutende jüdische Tradition Halberstadts wieder sichtbar würde und ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rücke. Insbesondere das Gebäude der Klausnagoge sei ein prägnanter Teil der Unterstadt. Allerdings machte der Ministerpräsident auch deutlich, dass ohne privates finanzielles Enga-

gement, wie es von den Sponsoren Manfred Wolff und Brent Nussbaum geleistet worden sei und wohl auch in Zukunft auch geleistet werden müsse, solche Projekte in der angespannten finanziellen Situation des Landes Sachsen-Anhalt nicht möglich seien. Das Land sei außerstande, eine Einrichtung wie die Moses Mendelssohn Akademie in vollem Umfang zu fördern. Deshalb müßten neue Wege zur Finanzierung beschritten werden.

An die Vor- und Entstehungsgeschichte der Moses Mendelssohn Akademie erinnerte der Ratspräsident der Stadt Halberstadt, Peter Hinz. Schon seit Jahrzehnten hätten sich Bürger der Stadt für die jüdische Geschichte engagiert. Lange habe das Bestreben im Vordergrund



Eröffnungsveranstaltung der Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt in den Räumen des ehemaligen Rabbinerseminars im Rosenwinkel. In der ersten Reihe von links nach rechts Ministerpräsident Dr. Reinhard Höppner, Prof. Dr. Julius H. Schoeps (MMZ/MMA) und Frau Jutta Dick (MMA).

gestanden, Kontakte zu ehemaligen Halberstädter Juden, die heute im Ausland leben, aufzubauen. Allen voran seien hier Pfarrer i. R. Martin Gabriel und der Stadthistoriker Werner Hartmann genannt. In den Wendejahren sei das Bemühen hinzu gekommen, die historischen Gebäude der ehemaligen jüdischen Gemeinde in der Unterstadt vor dem Verfall zu retten. Zu diesem Zweck sei Anfang der neunziger Jahre der „Verein zur Bewahrung jüdischen Erbes in Halberstadt“ gegründet worden, der nach Möglichkeiten gesucht habe, die Gebäude zu erhalten und einer adäquaten Nutzung zuzuführen. Durch diese Bestrebungen sei der Kontakt zu Prof. Julius H. Schoeps entstanden und letztendlich in Verbund mit den Sponsoren Manfred Wolff und Brent Nussbaum die Moses Mendelssohn Akademie begründet worden.

Als Vorsitzender des „Vereins zur Bewahrung jüdischen Erbes in Halberstadt“, der inzwischen auch seine Heimat in Räumen des ehemaligen Rabbinerseminars im Rosenwinkel gefunden hat, brachte Fritz Lechner die Freude über das Geschaffene und die Hoffnung auf gedeihliche Arbeit in dem Haus zum Ausdruck.

In die Tradition des Raumes eingebunden wurden die Reden durch hebräische Lieder, die von der Altistin Rita Anton vorgetragen wurden.

Im Anschluss an die Eröffnungsreden stellte Michael Meyer – in Domersleben/Magdeburg geboren, heute Lehrstuhlinhaber an der California State University – Leben und Werk seines Vaters Karl Meyer vor. Karl Meyer war Chefredakteur der Magdeburger Volksstimme, hatte aber darüber hinaus Anfang der Jahre eine eigene Kolumne „Herr Linse berichtet“. Herr Linse war ein im habitus an Sherlock Holmes erinnernder fiktiver Fotograf, der über Land reiste und das Leben dort und in den Dörfern der Magdeburger Börde in seinen Fotos festhielt und mit Versen kommentierte. In der Linse hatte der mit einer Jüdin verheiratete Karl Meyer dabei das Aufkommen des Nationalsozialismus. Er hielt

frühe Aufmärsche ihrer Anhänger fest und kommentierte sie. Später emigrierte die Familie in die USA. Trotz der Unterstützung durch die Familie Karl Meyers überlebten der Vater von Ilse Meyer und andere Verwandte nicht. Sie wurden in Auschwitz ermordet. Heute befinden sich die in Mappen gesammelten Fotos und Kommentare von Herrn Linse alias Karl Meyer im Besitz der drei Söhne, die aus den USA und Berlin angereist waren, um an der Eröffnung teilzunehmen. Vor einigen Jahren hat Michael Meyer daraus die Ausstellung „Herr Linse berichtet“ entwickelt, die bis Ende Januar 1999 in der Moses Mendelssohn Akademie im Rosenwinkel 18 gezeigt wird.

Anlässlich der Eröffnung waren auch ehemalige Halberstädter bzw. deren Nachfahren angereist; u.a. Trudel Hermann-Adler aus Basel, die dort das jüdische Museum aufgebaut hat und Dr. Bio, dessen Großvater, Dr. Philipp Frankl der letzte Rabbiner der Klausnagoge war.

Marina Sassenberg

Odessa – Mythos und Gegenwart

Das Moses Mendelssohn Zentrum und das Staatliche Literaturmuseum Odessa planen gemeinsam die Herausgabe eines illustrierten Bandes über die Geschichte und Gegenwart des jüdischen Odessa. Die Stadt am Schwarzen Meer soll auch Motto und Thema der Jüdischen Kulturtage in Berlin 1999 werden. Ein Film mit dem Arbeitstitel „Mythos Odessa“ ist geplant – ein Thema zu dem auch eine internationale Konferenz in Verbindung mit der Europäischen Akademie Berlin in Vorbereitung ist.

Warum Odessa? Die 1794 unter Katharina der Großen gegründete Handels- und Hafenstadt ist im Gesamtzusammenhang der europäisch-jüdischen Geschichte exemplarisch und einzigartig zugleich, sie ist als „Baustelle der Moderne“ einerseits Schnittstelle und Experimentiergelände aller Strömungen des modernen Judentums und andererseits ein stadthistorisches Unikat, das genaue Untersuchung beansprucht.

Diese Untersuchung und Darstellung einer einmaligen – und dennoch: allgemein aussagekräftigen – Geschichte findet zu einer Zeit statt, in der die Stadt selbst, und die jüdische Minderheit in ihr, einen grundlegenden Transformationsprozeß erlebt. „Odessa“ ist heute auch Sinnbild für die kurze, drängende Blüte einer neu erwachenden jüdischen Kultur, die sich aus den Fesseln einer längst nicht überwundenen Vergangenheit befreit, und im gleichen Moment Symbol des erneuten Verlusts dieser Kultur durch Emigration. Spuren von Odessa finden sich heute in New York, in Tel-Aviv und, immer mehr, auch in Berlin – aber auch in der virtuellen Grenzenlosigkeit des Internet, wo ehemalige Bewohner der Stadt ihre Schönheit wehmütig von außen beschreiben.

Die Stadt am Schwarzen Meer war von Beginn an eine offene, internationale Handelsstadt, die von den vielfältigen Kulturen verschiedener Minderheiten – Franzosen, Armenier, Griechen, Deutsche und Juden – mit geprägt wurde. Unter den russischen Städten nahm Odessa, als südlicher Ausgangsort des großen Reiches, eine rechtliche, ökonomische und dadurch auch gesellschaftliche Sonderstellung ein.

Diese Sonderstellung hatte beträchtliche Auswirkungen auf alle in der Stadt lebenden Minderheiten. Das betraf ganz besonders die jüdische Gemeinschaft, die ihre Anwesenheit auf das Jahr 1793, ein Jahr vor der offiziellen Gründung, datieren kann. Das jüdische Odessa war ein Zentrum der Haskalah, der jüdischen Aufklärung, die vom galizischen Brody herüber kam und hier bessere Möglichkeiten der Verbreitung fand als anderswo.

Odessa wird in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum „Ort des aufrechten Gangs“, wird zur Bürger- und Fabrikantenstadt, aber auch zum Ort von Verlagen und Druckereien, zum Gründungsort sozialer Bewegungen bis zur Revolution und noch für die ersten Jahre danach: Odessa wird zum zentralen Ort der „jüdischen Phantasien“ am Ausgang des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. „Phantasien“ der Assimilation (an die russische, die deutsche, die französische Kultur) gehören ebenso dazu wie jüdisch-nationale, wie ökonomische, wie revolutionäre, wie Emigrations-Phantasien, die untereinander völlig verschieden sind, aber den einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben: Odessa.

Eine der zentralen Bedeutungen des jüdischen Odessa liegt darin, daß die Stadt – wie keine andere – die Vorgeschichte des Zionismus prägte.

In den Erinnerungen des von den Nationalsozialisten in Riga ermordeten jüdischen Historikers Shimon Dubnow ist davon zu lesen. In seiner Wohnung, „in einem großen Saal mit Aussicht auf das Meer“, trafen sich Vertreter einer jüdisch-nationalen, zionistisch orientierten Bewegung, untereinander durchaus nicht in allen Punkten einig, aber einig

doch im Kampf gegen den zunehmenden Antisemitismus: Achad Ha'am, „der das lange Zimmer auf und ab schreitet, die gewohnte Zigarette oder ein Glas Tee in der Hand“ – der Advokat eines kulturellen, eines spirituellen Zionismus kam Anfang der zwanziger Jahre nach Tel-Aviv, sein Haus, ganz in der Nähe des hebräischen Gymnasiums gelegen, wurde zum Treffpunkt, seine Bibliothek bildete den Grundstock der heutigen Stadtbücherei Beth Ariela; „der energische Dizengoff“ – er kam 1904 mit dem Schiff „Ruslan“ nach Jaffa, wurde zum Sprecher einer Gruppe, die sich *Achusath Bajit* nannte und, mit einem Kredit des Jüdischen Nationalfonds versehen, die ersten 60 Häuser der Siedlung errichtete, die den Namen Tel-Aviv erhielt, bis zu seinem Tod 1936 war Dizengoff der Bürgermeister seiner Stadt; „weiter der Sekretär des Palästina-Komitees, der muntere und aktive Drujanow“ – er sollte in den vierziger Jahren das erste Buch über die neue Stadt schreiben, *Sefer Tel-Aviv*; „unter den Teilnehmern unserer Zusammenkünfte“, so Dubnow, „habe ich damals, wie mir scheint, zum erstenmal auch den jungen Chaim Nachman Bialik gesehen“ – Bialik kam, nach einem dreijährigen Zwischenaufenthalt in Berlin, 1924 in das altneue Land, sein Haus wurde zur regelrechten Pilgerstätte aller Palästina-besucher.

Odessa ist, wie Triest (nach Claudio Magris) eine „Stadt aus Papier“. Schalom Aleichem, Mendele Moicher Sforim, Leon Axelrod und Moshe Leib Lilienblum; Chaim Nachman Bialik, Achad Ha'am, Ravnitzki, Saul Tschernichowski, J. Klausner und Asher Drujanow; Ben Ami, S. Lushkevich, D. Aisman, Isaak Babel, L. Karmen, Vladimir Ze'ev Jabotinsky, Shimon Frug, Shimon Dubnow und Leon Pinsker – das sind Namen, die in viele verschiedene Richtungen weisen. Aber sie haben einen gemeinsamen Ort. Der war für lange Jahre nur über Literatur erreichbar.

In den politischen Veränderungen von 1989 und 1990 hat Odessa auf merkwürdige Weise zu sich gefunden – und sich auch wieder verloren. Die russische und russischsprachige Stadt ist derzeit in einem Prozeß der Ukrainisierung gefangen, der einerseits Befreiung, andererseits neuen Zwang verheißt. In dieser Situation sind die Minderheiten besonders aufmerksam. Für viele Juden bedeutete das Ende der Sowjetmacht die Möglichkeit zur Emigration nach Israel oder in die USA. Für einen anderen Teil ergab sich die Möglichkeit, jüdische Institutionen in Odessa neu zu begründen, und das geschah hier in einer Intensität und Vielfalt wie an kaum einem anderen Ort. Nicht nur ein Mythos ist neu zu befragen – 37 Stunden Zugfahrt entfernt von hier wartet ein wichtiger Teil Europas auf seine Wiederentdeckung.

Joachim Schlör



Schriftsteller und Historiker in Odessa vor dem Ersten Weltkrieg. Von links nach rechts A. Drujanow, Chaim Nachman Bialik, Shimon Dubnow, Mendele Moicher Sforim und Y. Kh. Ravnitzki.

Spuren eines zionistischen Chronisten

Alex-Bein's Nachlassbibliothek wird im Moses Mendelssohn Zentrum bearbeitet

Vor zehn Jahren hat die Zionismusforschung einen ihrer fähigsten Köpfe verloren: In einem Stockholmer Hotel starb hochbetagt der Historiker, Publizist und Archivar Alex Bein, der wenige Monate zuvor den Israel-Preis in Empfang genommen hatte. In Israel hatte er den größten Teil seines Lebens gewirkt, während er in jungen Jahren stark durch das Deutschland der Weimarer Republik geprägt worden war. International bekannt wurde Alex Bein vor allem durch seine biographischen Arbeiten zu dem Vordenker des modernen Judenstaates, Theodor Herzl, wie auch durch seine umfassende Darstellung „Die Judenfrage – Biographie eines Weltproblems“.



Alex Bein (1903–1988)

Alex Beins Lebensgeschichte weiß von Leid und Entbehrungen, aber auch von Erfolgen und immer neuer Hoffnung zu berichten. 1903 im fränkischen Steinach geboren, zog es den talentierten jungen Mann zunächst nach Berlin, wo er bei Friedrich Meinecke studierte. Ab 1927 wirkte er am kurz zuvor gegründeten Deutschen Reichsarchiv in Potsdam. Seine vielversprechende Karriere brach im April 1933 ab, als ihm mit Verweis auf das von den Nazis verabschiedete „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ gekündigt wurde. Doch der junge Historiker Alex Bein zählte nicht zu jenen deutsch-jüdischen Intellektuellen, deren ausgeprägte Identifikation mit deutscher Kultur und Nation sie am plötzlichen Verstoßen werden zerbrechen ließ. Gerade sein historischer Tiefblick, seine konsequente Beschäftigung mit dem zionistischen „Urvater“ Theodor Herzl und sein Gespür für die politischen Kräfteverschiebungen am Ende der Weimarer Republik bewahrten ihn davor, vom Machtantritt Hitlers überrascht zu werden oder die Nationalsozialisten in ihrer radikal judenfeindlichen Politik zu unterschätzen.

Noch Anfang der 30er Jahre hatte Bein begonnen, Hebräisch im Selbststudium zu

erlernen, und sich damit auf eine Übersiedlung nach Palästina besser vorbereitet als viele seiner Verwandten und Freunde. Der junge Historiker entschloss sich noch im ersten Jahr der Nazi-diktatur, gemeinsam mit seiner Frau ins Land der Väter zu emigrieren. Hier stürzte er sich regelrecht in die neuen Aufgaben, die ihm die Führungsspitze des Jischuv antrug: Im Auftrag des deutsch-jüdischen Leiters des Palästina-amtes in Tel Aviv, Arthur Ruppin, dokumentierte Bein die moderne jüdische Besiedlung des noch unter britischer Flagge stehenden Landes. 1940 erschien seine erste Herzl-Biographie. Während der 50er und 60er Jahre – nun schon als israelischer Staatsbürger – war Bein maßgeblich am Aufbau des Zionistischen Zentralarchives in Jerusalem beteiligt, dem er dann von 1955 bis 1971 als Direktor vorstand. Die hier gesammelten Erfahrungen gab er als Lehrbeauftragter an der Hebräischen Universität in Jerusalem weiter.

Detailliert und ausführlich wollte Bein auch seine Erinnerungen an Deutschland, Palästina und Israel niederschreiben und sie in einer zweibändigen Autobiographie zusammenfassen. Dazu fehlte ihm letztendlich die Zeit, doch auf der Basis erhaltener Aufzeichnungen und Notizen brachten Mitarbeiter des Moses Mendelssohn Zentrums vor zwei Jahren Beins Memoiren in der Reihe „Haskala. Wissenschaftliche Abhandlungen“ unter dem Titel „Hier kannst du nicht jeden grüßen“ (Olms-Verlag, Hildesheim/Zürich/New York 1995) heraus.

Alex Bein ist nach der Shoah nicht mehr nach Potsdam zurückgekehrt, dennoch hinterlässt er Spuren am einstigen Schaffensort: 1992 konnte das Mendelssohn Zentrum, das in engem Kontakt zu den Nachfahren in Israel stand, seine Nachlassbibliothek im Umfang von etwa 6.000 Bänden erwerben, die auf dem Schiffsweg nach Europa gelangten und in der MMZ-Bibliothek katalogisiert werden. Diese bezeugen nachhaltig Beins starkes Interesse an deutscher, zionistischer und weltweiter (Kultur-)Geschichte, an Philosophie, Literatur, Theologie – aber auch seine Aufgeschlossenheit gegenüber anderen Regionen und Kulturen. Da reihen sich Biografien an zionistische Schriften und Philosophen an Poeten oder an Reise- und Impressionsbände. Fast die Hälfte des Gesamtbestandes bilden Hebraica aus den Bereichen Zionismus und Israel, hebräische Sprache und Literatur, Kunst und Kulturgeschichte (siehe nebenstehenden Kasten).

Andreas Kennecke / Olaf Glöckner

Die Hebraica in der Bibliothek von Alex Bein

Rund 2.000 Bände gehören zum hebräischsprachigen Bibliotheksnachlass von Alex Bein. Dessen Bearbeitung und Katalogisierung zählt zu den wichtigsten anstehenden Vorhaben der Bibliothek des Moses Mendelssohn Zentrums. Die Themen dieser Sammlung reichen von der allgemeinen jüdischen Geschichte und Kultur über Zionismus und Aspekte der israelischen Gesellschaft bis hin zu den Standardwerken der (modernen) hebräischen Sprache und Literatur. In großer Zahl sind mehrbändige Ausgaben vorhanden. Die religiösen Schriften befinden sich eher in der Minderheit, doch sind „Talmud Babli“, „Tanach“, „Wortschatz der Mischna“ und „Agadah“ in mehrteilig Ausgaben präsent.

Das Herzstück der Hebraicasammlung von Alex Bein sind jedoch die Werkausgaben von Theodor Herzl (drei Schriftensammlungen zu insgesamt 25 Bänden). Daneben befinden sich die Werkausgaben von David Ben Gurion (Schriften und Briefe zu insgesamt 8 Bde.), Arthur Ruppin (7 Bde.) und Chaim Weizmann (6 Schriftensammlungen) in der Nachlassbibliothek. In fünf Teilen liegen die „Berichte des Zionistischen Kongresses“ vor. Mittels mehrbändiger Schriften- oder Briefsammlungen kann man sich im Weiteren mit Werk und Person von Max Nordau, Chaim Bialik, Heinrich Graetz und Berl Katznelson vertraut machen. Wer sich mehr für die in Israel publizierten kulturhistorischen Periodica interessiert, stößt schnell auf die Journalausgaben von „Zion“, „Gescher“, „Kiwunim“ und „Kathedra“. Natürlich sind auch im hebräischen Nachlassteil Monographien und Sekundärdarstellungen zur jüngeren jüdischen und zur israelischen Geschichte nicht ausgespart.

In den nächsten DIALOG-Ausgaben soll über die gleichfalls in der MMZ-Bibliothek vorhandene Hildegard und Saul Robinsohn Sammlung und die Sammlung der Memor/Jiskor-Bücher berichtet werden.

Bibliothek des MMZ

Ansprechpartnerinnen:

Dipl. Bibl. Ursula Wallmeier

Dipl. Bibl. Karin Bürger

Öffnungszeiten:

Mo 15.00-17.00 Uhr

Do 10.00-14.00 Uhr

sowie nach Vereinbarung

Telefon: 0331-2809415

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Über 100 Wissenschaftler aus 14 Ländern arbeiteten am „Neuen Lexikon des Judentums“, dass jetzt in einer überarbeiteten Neuauflage



vorliegt. Das knapp 900 Seiten starke Werk bietet dem Leser fundierte Informationen über zentrale Aspekte der jüdischen Geschichte, Religion und Kultur. Neben kurzen Erklärungen finden sich hier Essays namhafter Autoren, die sich thematisch mit wichtigen Aspekten der jüdischen Geschichte und Kultur beschäftigen.

Das Buch ist im Bertelsmann Lexikon Verlag erschienen und für 78,- DM im Buchhandel erhältlich (ISBN 3-577-10604-2)

Zum Jahreswechsel 1998/99 kam es bei der Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (ZRGG) zu einigen personellen Veränderungen. Der langjährige Redakteur der ZRGG Herr PD Dr. Christoph Schulte wurde von den Herausgebern als neuer Mitherausgeber kooperiert, daneben tritt Herr Dr. Thomas Gerber in die Redaktion der Zeitschrift ein.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713

Redaktion:
Ingolf Schwan

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Durch das großzügige Entgegenkommen von Prof. Dr. Klaus G. Saur konnte die Bibliothek des Moses Mendelssohn Zentrums zwei bedeutende biographische Nachschlagewerke aus dem Saur Verlag erwerben. Es handelt sich dabei um das „Jüdische Biographische Archiv“ (JBA), in dem die Lebenswege von rund 65.000 jüdischen Persönlichkeiten Eingang gefunden haben und den „Jüdischen Biographischen Index“, der den JBA erschließt. Beide Werke stehen in der Bibliothek den Benutzern zur Verfügung.

Im April wird der zehnte Band der Reihe „Menora.Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte“ erscheinen.

Die thematischen Schwerpunkte des Jubiläumsbandes sind „Philosophie und Religionsgeschichte“, „Emigrationsgeschichte und Integrationsproblematik der russisch-jüdischen Zuwanderer“, „Jüdische Goethebilder“ sowie als regionalgeschichtlicher Schwerpunkt „Rheinessen“, daneben werden in einem Register alle bisherigen Beiträge genannt.

Im vergangenen Jahr schloß das MMZ mit einem internationalen Symposium das Editionsprojekt „Franz Oppenheimer (1864–1943). Gesammelte Schriften“ erfolgreich ab.

Die auf dem Symposium gehaltenen Vorträge sind jetzt in einem Sammelband zusammengestellt worden: *Wirtschaft und Gesellschaft – Franz Oppenheimer und die Grundlegung der Sozialen Marktwirtschaft*, hrsg. v. Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps und Bernhard Vogt, Philo Verlag, Bodenheim 1999, 336 Seiten, ISBN 3-8257-0128-X, ca. 64,- DM.

145 Studenten aus 10 Ländern studieren zur Zeit an der Universität Potsdam im Studiengang „Jüdische Studien / Jewish Studies“, der erst zum Wintersemester 1994/95 an der Universität eingerichtet wurde. Diese beiden Zahlen zeigen, wie positiv der Studiengang angenommen wurde, dessen Konzept auf der Interdisziplinarität der Lehre beruht. Insgesamt 10 verschiedene Lehrstühle der Universität Potsdam bringen ihre Wissensgebiete in den Studiengang ein. So werden – auf das Studium der Geschichte, Kultur und Religion des Judentums aufbauend – im Studium Brücken zwischen den Fächern geschlagen, die es den Studenten ermöglichen über den Tellerrand ihres Fachs hinwegzusehen und neue Forschungsansätze zu finden.

Veranstaltungen der

MMZ Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt im 1. Halbjahr 1999

22.–25. Februar

Integrationsseminar für russisch-jüdische
Zuwanderer

19./20. März

Roma und Sinti. Geschichte, Kunst und
Kultur

April

Kolloquium zur jüdischen Regional- und
Lokalgeschichte in Sachsen-Anhalt

30. April – 9. Mai

Israelreise. Das Bildungswesen in Israel

11.–13. Juni

Tagung: Jugendbewegte in der DDR.
Friedrich Wolf, Alfred Korella, Eberhard
Koebel-tusk u.a. – Bündischer Sozialismus
zwischen Idee und Wirklichkeit

17.–20. Juni

Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt

*Informationen zu den Veranstaltungen
können Sie bei der MMA unter der Telefon-
nummer 03941-606710 erfragen.*

In der vom MMZ herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen“ erschien Ende letzten Jahres als dritter Band der „Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt“.

Der Sammelband, der einen repräsentativen Querschnitt zum Themenkomplex deutsch-jüdischer Geschichte im heutigen Land Sachsen-Anhalt gibt, wurde ediert von Jutta Dick und Marina Sassenberg. Das 460 Seiten starke Werk enthält 14 Orts- und 18 Essaykapitel, die mit zahlreichen Abbildungen illustriert sind.



Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt, hrsg. von Jutta Dick und Marina Sassenberg, Verlag für Berlin und Brandenburg, Potsdam 1998, 78,-DM, ISBN 3-930850-78-8.